Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 18 (1942-1943)

Heft: 2

Artikel: Für die Vereine : eine Gewissensstärkung für Männer, die sich jede Woche ein- bis zweimal dem Schoss der Familie entziehen

Autor: Huber, Fortunat

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1066678

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 30.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Für die Vereine

Eine Gewissensstärkung für Männer, die sich jede Woche ein- bis zweimal dem Schoss der Familie entziehen.

Von Fortunat Huber

Illustration von H. Tomamichel

Der Spott über die Vereinsfreudigkeit unseres Volkes gehörte lange genug zum guten Ton. « Jeder Schweizer ist mindestens in drei Vereinen », so hieß es doch, « und der einzige Verein, der noch zu gründen übrigbleibt, ist der Verein der Vereinslosen ». Die Spötter ahnten nicht, daß ihr Hohn sie als Kinder einer Geistesverfassung kennzeichnet, welche für die scheußlichen Ereignisse, die wir heute erleben, mitverantwortlich ist. Es war zur Zeit, in der sich zahlreiche Bürger ihrer Beziehungslosigkeit rühmten. Sie, die « Individualisten », übersahen, daß die Würde der Einzelnen nur auf dem Boden der Gemeinschaft gedeiht, ohne den diese, entwurzelt, notwendig der Vermassung verfallen.

Nicht *jeder* Jodelklub, nicht *jeder* Literaturverein, nicht *jede* Vereinigung der Kleinpinscher-Besitzer ist wertvoll — selbstverständlich.

Es liegt mir auch fern, Männer als Vorbild hinzustellen, welche Abend für Abend Sitzungen nachjagen, und so die Voraussetzung aller Gemeinschaft — jene mit sich selbst — zerstören und damit die Beziehung zur eigenen Familie und schließlich zur Umwelt überhaupt, verlieren. Diese armen Narren, sie nennen sich etwa « öffentliche Menschen », wirken wie die Pest überall, wo sie auftreten.

Es gibt ein Vereinsunwesen. Aber das Vereinswesen leistet einen unersetzlichen Beitrag am Aufbau der schweizerischen Gemeinschaft.

Und die Jaßbrüderschaften und die Kegelklubs? Die Vereinigungen, deren einziger Zweck die Gemütlichkeit ist, sind eine Gattung für sich. Auch sie sind erfreulich, insofern sie ihre Mitglieder von den Sorgen des Tages entspannen und einer Gemeinschaft, und wäre sie noch so äußerlich, aufschließen. Das Spiel ist auch für Erwachsene wichtig genug. Sein Sinn ist, den Einzelnen aus der Gefängniszelle des Ichs zu befreien und ihm seinen Platz im Reigen der Gemeinschaft anzuweisen. Zum Unfug wird das Spiel nur dort, wo es mit tierischem Ernst gepflogen wird.

Die wirkliche Bedeutung der Vereine beruht jedoch darauf, daß sie ihre Mitglieder zu einem gemeinsamen Tun vereinigen, das auf ein Ziel gerichtet ist, welches über den Genuß oder Nutzen der einzelnen Mitglieder hinausgeht. Die Geselligkeit als Selbstzweck würden auf die Länge nur Engel ertragen; selbst Kinder könnten es nicht ohne Schaden.

Nicht nur für Erstklass-Passagiere

Der Wert, der, was weiß ich wieviel hunderttausend schweizerischen Vereine ist unterschiedlich. Aber er hängt bestimmt nicht von der Zahl der Mitglieder noch vom Zweck ab, den sie — ihren Satzungen nach — erstreben. Ob ein Verein singt, turnt, schießt, Gemeinnützigkeit pflegt, die Erneuerung der Schule oder die Erhaltung alter Kunstdenkmäler anstrebt, ob er der Veredelung einer Hühnerrasse, der Förderung der Kunst, der Vervollkommnung der Graphologie oder der Sternkunde gewidmet ist, entscheidet nicht über seine kulturelle Bedeutung. Es soll besser geturnt, gesungen und geschossen werden, die gemeinnützigen Aufgaben sind unbeschränkt, die Schule muß, wie alles in der Welt, unaufhörlich verbessert werden, alte Kunstdenkmäler bedürfen des Schutzes, die Hühner sollen veredelt, die Kunst gefördert werden. Alles dies und Ungezähltes mehr ist möglich und deshalb geboten — nur nicht den gleichen Leuten.

Eine der gröbsten und verhängnisvollsten Verirrungen war und ist der viel zu enge Begriff der Kultur. Diese ist die Gestaltung der Wirklichkeit nach einem geistigen Ziel. Darüber gehen die Meinungen kaum auseinander. Nur in der Bestimmung dessen, was denn Geist sei, herrscht verheerende Verwirrung. Das in den letzten hundert Jahren stetig zunehmende Mißverständnis, daß sich der Geist eigentlich nur in der Kunst und der Wissenschaft offenbare und nur jenen zukomme, die sich dort betätigen oder sich mit den Ergebnissen auf diesen Gebieten abgeben, hatte zur Folge, daß der Geist zu einem Gespenst wurde, das schließlich niemand mehr ernst nahm, am allerwenigsten jene, die das Wort « Geist » wie den Speichel stets im Munde führten.

Wenn der Geist wirklich nichts anderes wäre als ein Unterhaltungsgegenstand für die Erstklaßreisenden der menschlichen Gesellschaft, dann würde er den Haß verdienen, dem er heute ausgesetzt ist.

Aber auch als Eigenschaft, die nur einer winzigen Auslese beschieden wäre, hätte er in der Tat keine größere Bedeutung als jene, die ihm gegenwärtig in der Regel zugestanden wird.

In Wahrheit ist der Geist das drängende Bedürfnis der Menschenseele, die Wirklichkeit in allen ihren Einzelerscheinungen nach dem Vorbild umzugestalten, das ihr als Muster vorschwebt.

Der Geist wirkt in jedem Menschen, ob er will oder nicht, ob er ihn schätzt

René Guinand — Federzeichnung

oder verflucht, ob er ihn pflegt oder verwildern läßt. Er ist in jeder unserer Handlungen mitbeteiligt, in jedem Griff, jedem Biß, in jedem Wort, das von uns aus- oder in uns eingeht. Auch die bescheidenste alltäglichste Betätigung hat geistige Bedeutung. Es gibt auch keine Sache, der nicht geistige Bedeutung zukäme, d. h. die nicht Gegenstand eines Tuns sein kann und deshalb sein soll. Die geistige Aufgabe umfaßt das All; dem Einzelnen jedoch stellt sie nur eine winzig kleine Teilaufgabe. Keiner kann sie für einen andern bestimmen oder sie gar für ihn lösen. Fest steht bloß, daß sie für jeden Menschen verschieden ist und nie größer und nie kleiner sein kann als der, dem sie gestellt ist. Die kleinste geistige Bemühung am bescheidensten Gegenstand hat dieselbe Würde wie die größte am erhabensten Stoff, wenn sie auch — selbstverständlich — nicht die gleiche Wirkung auslöst.

Im Kern gefährdet

Das Streben nach Selbstvervollkommnung als Selbstzweck ist ungeistig. Der Geist führt immer über das Ich hinaus. Persönlichkeit ist — trotz Goethe — weder höchstes Glück der Erdenkinder, noch gar ihr höchstes Ziel. Die Bemühungen um das in sich selbst vollkommene Einzelwesen, diese engste aller Inzuchten, treibt in ihren edelsten Formen wohl berückende Blüten, aber sie trägt keine oder nur giftige Früchte. In ihren niedrigeren Erscheinungsweisen züchtet sie jene Kulturschmarotzer heran, die sich hochmütig und träge am Glanz der kulturellen Meisterwerke sonnen. Sie sind für den Niedergang des Geistes und den Triumph des Ungeistes unserer Tage in viel tieferem Sinne verantwortlich als jene andern, die von den Spitzenleistungen menschlicher Kultur nie etwas gesehen oder gehört haben.

Der Geist verdorrt notwendig, wo der Mensch vereinzelt ist. Der unentbehrliche Boden für sein Gedeihen ist der Anschluß an die Gemeinschaft. Der Verein bedeutet dazu *eine* Möglichkeit.

Unser Volk hat sich deshalb seiner Vereinsfreudigkeit durchaus nicht zu schämen. Sie stellt im Gegenteil einen Überrest jenes Erbgutes an Gemeinschaftssinn dar, ohne den die Schweiz nie gegründet worden wäre und ohne den kein Staat bestehen könnte, am allerwenigsten die Schweiz.

Ein Blinder müßte allerdings sehen, daß unsere Vereine, so wie sie wirklich sind, nur in den seltensten Fällen ihre geistige Sendung erfüllen, die, wohl verstanden, ein Jodlerquartett von vier Tagelöhnern genau so gut hat wie eine

RICHTIGES SCHWEIZERDEUTSCH

Es taaget!

D Lüt intressieréd si äisig mee für d Uuffrischig von öiserne Dialäkte; drum selids au zum Wort choo. De Schwyzer-Spiegel tuet iez für syni „Abonännte"

en Briefchaschte

uuf. Wër also gërn öppis wet wüße wäg sym äigene oder wägemen andere Dialäkt, dë sels uf en Zädel schrybe und en frankiert in Briefchaschte schicke. De Bschäid chunt allmaal wäns Platz hät, i der nëëchschte Numere. D Brief sind z aderässieren a

d Frau Ida Feller-Müller, Zolikerbërg-Züri.

Briefchaschte

K. B. z Züri frööget:

Sagt man in der Stadtzürcher Mundart für « nicht » = « nöd » oder « nüd »? Man hört beides. Und wie sagt man für nicht*s*?

Bschäid:

Dë Uusdruck « nööd » stammt us der Oschtschwyz. I der Stadt, im Züri-Oberland, im mittlere Züripiet, im Amt, a bäide Seeufere und am rächte Limetuufer säit mer nüd (bitoont « n*üü*d »). Am Dietikerbërg obe, z Winterthuur, im Under- und Wyland usse sääged « n*i*d » (bitoont « n*ii*d »). Für « nicht*s* » sääged al Züripieter « n*üü*t ».

F. H. z Bërn frööget:

Welcher Unterschied besteht eigentlich zwischen dem Zürcher-Oberländer- und dem sog. « Chelleländer »-Dialekt?

Bschäid:

Albeed sind Züri-Oberländer-Dialäkt, mit dem Underschäid, das d Uusspraach nüd glych isch. Dë vom *a*-Gibiet ziet si dur s ganz Mittelland aab bis vor d Stadt Züri ane. I dëre Geged säit mer: *Aa*big, g*aa*, st*aa* usf. De Cheleländer isch dë vom *o*-Gibiet, wo si dur s ganz Töößtaal uuf und über d Allmechetten abe ziet und deet säit mer: *Oo*big, g*oo*, st*oo* usf.

G. W. z Züri frööget:

Gibt es in der Zürcher Mundart auch einen Ausdruck für « exzentrisch »?

Bschäid:

Fryli, dë ghäißt: « überspannt ».

D Frau L. z Mälle frööget:

Wie heißt wohl das in unserer Mundart: « Civet de lapin »?

Bschäid:

« Chünelipfäffer! »

Vereinigung von Nobelpreisträgern und Premierministern zur Erörterung der höchsten Menschheitsfragen.

Die allermeisten Vereine, ob sie schießen oder philosophieren, turnen oder musizieren, sind im Kern gefährdet. Den einzelnen Mitgliedern geht es gar nicht um das gemeinschaftliche Streben nach einem gemeinsamen Ziel, sondern um den Nutzen, den sie aus ihrer Mitgliedschaft zu ziehen hoffen. Ein Verein, in dem es so steht, kann natürlich seinen eigentlichen Zweck so wenig erfüllen wie eine Gesellschaft zur Förderung der Ehrlichkeit, deren Mitglieder die Sitzungen benützen, um den Anwesenden die Taschen zu leeren. Der Sinn der Vereine steht und fällt damit, ob diese als ganze — und jedes Mitglied durch diese — unter Hintansetzung des eigenen Vorteils wirklich einem gemeinsamen Ziel nachgehen. Dabei ist allerdings klar, daß selbst im mustergültigsten Verein das vorbildlichste Mitglied daneben den eigenen Nutzen nicht vergißt. Das ist bei Menschen einmal so. Keiner braucht sich deshalb Vorwürfe zu machen, wenn er in einem Verein *auch* seine Geschäftsbeziehungen zu erweitern hofft, *auch* sein Ansehen heben, *auch* seine Geltung stärken will. Es darf nur nicht die Hauptsache sein. Der Vereinssänger, der halt doch seine Stimme am liebsten hört und bei der Aufstellung im Halbkreis darauf hält, nicht nur gehört, sondern auch gesehen zu werden, ist, solange es ihm bloß auch noch um den Gesang geht, immer noch der geistigere Mensch als der Nörgler, der keinem Gesangverein angehört, bloß weil ihn Äußerlichkeiten, wie die, daß Herr B. in seine Stimme und Fräulein C. in ihre Figur verliebt ist, abstoßen.

Alle für eines

Die Wichtigtuerei in den Vereinen würde nicht allzu schwer zu ihren Ungunsten in die Waagschale fallen. Man überschätzt immer das, woran man sein Herz hängt. Es dürfte nur über der hohen Meinung, die man von der, dem eigenen Verein ge-

Photo: Schuh

stellten Teilaufgabe hat, die der andern nicht mißachtet werden. Es gibt Vereine, in denen die Absonderung gegenüber Nichtmitgliedern fast die größere Rolle spielt als der Zusammenhalt innerhalb des Vereins. Das ist schlimm. Sogar die Beziehung zwischen den Vereinen mit dem gleichen Ziel artet oft aus einem Wettstreit um die größere Leistung in einen Kampf um den Vorrang aus. Auch das ist eine Entgleisung. Die gemeinschaftsbildende Sendung des Vereinslebens könnte sich nur dann erfüllen, wenn die Schützen die Mitglieder eines Altphilologen-Kränzchens schätzten, die Mitglieder einer antiquarischen Gesellschaft die Bemühungen eines Liebhabertheaters usw. Es brauchte dazu bloß die Einsicht in die doch selbstverständliche Tatsache, daß alle möglichen Vereinigungen, nur jede von einer andern Stelle aus, schließlich doch am gleichen Ziel arbeiten.

Gewiß wird bei festlichen Vereinsanlässen zu häufig mit der Fahne geschwungen, und das Wort « Vaterland » sitzt oft allzu locker auf der Zunge. Dennoch steckt gerade hinter diesem Treiben das entscheidend richtige Gefühl, daß jede Gemeinschaftsleistung im Namen und zum Wohl des Vaterlandes geschieht: die von den Schützen und die von den Altphilologen, die von den Sängern und die von den Freunden ostasiatischer Kunst.

Nicht der kleinste Vorteil der Betätigung in den Vereinen ist ihre Wirkung als Heilmittel gegen die Gemeinschaftsschwärmerei. Nichts wirkt so gemeinschaftsfeindlich wie diese. Das Volk, in dem der Gemeinschaftssinn am wenigsten verwirklicht ist, wird am meisten von Gemeinschaft reden und die schwärmerischsten Erwartungen auf sie setzen. Innerhalb jeden Volkes stellen gerade jene die verstiegensten Forderungen an sie, welche so hoffnungslos auf sich selbst eingestellt sind, daß bei ihnen jeder Versuch, sich einer Gemeinschaft anzuschließen, scheitern muß. Wer in einem Verein mitmacht, lernt, wenn sonst nichts, doch das, daß die Gemeinschaft zunächst immer zu einem Köpfe-Zusammenschlagen führt und Eifersucht, Rechthaberei, Machtansprüche selbst im Schoße einer Gesellschaft für den ewigen Frieden notwendig ihr Spiel treiben.

Der Verein als Erzieher

An festlichen Vereinsbanketten nehmen hin und wieder Vertreter der Behörden teil. Es ist ihnen und den Gastgebern nicht immer ganz wohl dabei. Völlig zu unrecht. Diese Sitte ist durchaus keine Unsitte; sie ist vielmehr der Ausdruck einer zu andern Zeiten offenbar lebendigeren Einsicht in den Zusammenhang von Staat und Vereinen. Der Beitrag, den diese für die staatsbürgerliche Erziehung

Schweizerische Anekdoten

Als die Solothurner ihre Stadt mit den Bastionen umringt hatten, die man heute noch bewundert, ließen sie den großen Festungsbauer Vauban kommen, damit er seinen Segen zum vollendeten Werke gebe. Er soll sich die Sache erst gründlich betrachtet und dann bemerkt haben: « C'est joli, mais si ça tient? »

Ganz anderes Lob erhielten die Berner, die den berühmtesten französischen Architekten seiner Zeit beizogen, um das für die Eidgenossenschaft aufgestellte Bundesratshaus (jetzt « Bundeshaus-West ») zu begutachten. Viollier-le-Duc, so hieß der Mann, ging stumm um den Palast herum und sagte nichts. Schließlich ließ er sich herbei und bemerkte: « Ce n'est pas très beau, mais ça tiendra. »

Mitgeteilt von Ernst Schürch, alt Chefredaktor.

Photo: M. A. Wyß

unseres Volkes leisten, läßt sich kaum überschätzen. Schon die nüchterne Betrachtung der Gemeinschaft, welche sie ihre Mitglieder lehren, ist wertvoll. Vor allem aber macht die Vereinsarbeit die Bürger damit vertraut, daß bereits die Planung des allerbescheidensten Gemeinschaftsunternehmens auf große Schwierigkeiten stößt. Die Verwirklichung erst recht. Die Vereinsmänner lernen, sich in das Unabänderliche zu fügen, daß ein großer Teil der Zeit und Kraft verbraucht werden muß, nur um den Ausgleich der verschiedenen, eigennützig und uneigennützig begründeten, Meinungen zu erreichen, lange bevor an die sachlichen Schwierigkeiten überhaupt herangetreten werden kann. Die Mitarbeit an einem Verein befähigt, sich mit den Vertretern anderer Auffassungen auseinanderzusetzen, ohne sich mit ihnen zu verfeinden. Sie lehrt, den Gegner von heute als Mann zu behandeln, der vielleicht schon morgen in einer andern Sache zum Anhänger

ZUR NACHAHMUNG EMPFOHLEN

Vor dem Umbau

Nach dem Umbau

Unlängst war hier ein Hinweis auf die leider zahlreichen geschmacklosen Gebäude unseres Landes, welche uns die fortschrittsbewußten neunziger Jahre überlassen haben. Das Ausmerzen dieser Stadt und Landschaft verunstaltenden Bauten wurde angeregt und zugleich als Arbeitsgelegenheit begrüßt. Bauten aber, wenn auch nicht mehr zweckdienlich, lassen sich selten einfach abreißen, schon der Finanzierung wegen. Ein Umbau dagegen kann ästhetische Wünsche nicht nur finanziell tragbar gestalten, sondern gelegentlich ein durchaus rentables Geschäft geben. Dabei läßt sich gerade die Partie, wo am meisten gesündigt wurde, auch am leichtesten abändern: das Dach. Wie ein einfacher Dachumbau nun die Gesamterscheinung eines Hauses entscheidend ändern kann, zeigen die beiden Bilder der Spar- und Leihkasse Düdingen (Kanton Freiburg) vor und nach dem Umbau (durch Architekt Robert R. Barro, Zürich). Mit rund 17 000 Franken wurde nicht nur eine prächtige Wohnung an Stelle von unbrauchbaren Mansarden gewonnen, sondern dem Gebäude ein völlig neues Gesicht gegeben, modern und doch traditionsgebunden, wie wir heute in der Schweiz die Architektur verstehen.

wird, auf den man dann angewiesen ist. Auch ein Vorstand der Freunde der Sumpfpflanzen wird, wenn er nur lange genug im Amt sitzt, inne werden, daß man jahrelang an der Durchsetzung einer Forderung erfolglos arbeiten muß, damit sie sich dann, unter andern Umständen, plötzlich doch erfüllt.

Die Kindsköpfe, die das Heil oder Unheil des Staates von der Annahme oder Verwerfung *eines* Gesetzes erwarten, könnten in jedem Jodelklub erfahren, daß von der wichtigsten Statutenänderung nicht allzuviel, aber von der bescheidensten immer etwas abhängt. Das Vereinsleben verhilft den Bürgern zu der harten Haut, die auch für die Beteiligung an den Staatsgeschäften unerläßlich ist, wenn diese über stürmische kurze Gastspiele, die meistens mit dem lebenslangen Rückzug in einen Schmollwinkel enden, hinausgehen soll. Kurz, wer bei einem Verein mitmacht, gewöhnt sich daran, sich einzuordnen und sich einer Mehrheit zu fügen, selbst wenn diese für einmal im Unrecht ist. Alles Eigenschaften, mit denen auch der Bürger eines demokratischen Staates nicht geboren wird, sondern die er erst erwerben muß.

Die Vereinsarbeit zeitigt endlich noch den letzten Vorteil, daß sie unempfindlich macht für die Undankbarkeit jeder Gemeinschaftsarbeit. Im Verein wie in der Politik muß jeder, der sich nicht schon durch die Befriedigung seines Ehrgeizes genügend belohnt fühlt, froh genug sein, am Ende seiner Laufbahn mit dem guten Gewissen dazustehen, seine Pflicht getan zu haben.

Freier Ausgang

Um die kulturelle Bedeutung der Vereine voll zu ermessen, müssen wir uns nur vorstellen, welchen Aufwand es brauchte, um die gleichen Leistungen mit Zwang zu erreichen, die durch diese freiwillig geleistet wird. Sicher wachsen auf dem Boden des Vereinswesens mitunter sonderbare Kräuter. Aber ganz abgesehen davon, daß niemand berufen wäre, die Grenze zwischen Kraut und Unkraut zu ziehen, gibt erst die Freiwilligkeit, auf die das demokratische Gemeinwesen ganz besonders angewiesen ist, allen Bürgern einen Sammelplatz, der für die Entfaltung gerade ihrer Kräfte der geeignetste ist, um begeistert (was «vom Geist erfaßt» heißt) das ihre für die Gemeinschaft zu tun.

Es bleibt dabei, der Verein ist nur *eine* Möglichkeit zur Gemeinschaft. Es ist weder nötig noch wünschenswert, daß jeder einem Verein angehört. Aber von den Einzelgängern, die es geben muß und die selbstverständlich ihre Berechtigung und Bedeutung haben, darf erwartet werden, daß sie ihre Einkapselung, die für sie richtig sein mag, nicht als Vorbild hinstellen und auf die andern nicht mit Verachtung hinabsehen.

Jene Frauen, die stolz darauf sind, daß *ihr* Mann die ganze Woche zu Hause bleibt und sich mit Briefmarkensammeln oder mit andern harmlosen Liebhabereien die Zeit vertreibt, sind in einer Selbsttäuschung befangen. Sie hätten in vielen Fällen allen Grund, zu zittern. Selbst wenn es ihnen wirklich genug wäre, das greifbare bißchen Mann ständig in ihrem Umkreis gebannt zu halten, steht keineswegs fest, daß sie dieses Ziel damit erreichen. Brütet nicht der Gefangene die verwegensten Freiheitsträume, und ist die Freiheit nicht am gefährlichsten für den, der nicht an sie gewöhnt ist? Noch viel mehr müßte die Frau, der es wirklich um die Ehe geht, bedenken, daß selbst die kleinste Gemeinschaft, die Zweiheit der Ehe, nur dann lebendig bleiben kann, wenn sie mit einer größern Gemeinschaft in Verbindung bleibt. Manche Menschen, die, wenn sie nach Hause kommen, viel zu müde sind, um sich zu irgend etwas aufzuraffen, das außerhalb ihrer geschäftlichen oder häuslichen Pflichten liegt, sind es gerade deshalb, weil ihnen die Kraft fehlt, die vom Anschluß an die Gemeinschaft ausgeht. Es ist für die Frau und für die Familie besser, viermal in der Woche einen gutaufgelegten, als siebenmal einen abgespannten Mann und Vater im Haus zu haben.